

Im Gespräch: Martin Kirschenbaum mit Angelika Faas und Thomas Krauß

Veröffentlichungsversion / Published Version
Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(1993). Im Gespräch: Martin Kirschenbaum mit Angelika Faas und Thomas Krauß. *Journal für Psychologie*, 1(2), 76-83. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22320>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Person, Wissenschaft und Geschlechterverhältnis

Im Gespräch:

Martin Kirschenbaum mit Angelika Faas und Thomas Krauß



Martin Kirschenbaum

Zur Person:

Martin Kirschenbaum, Ph. D., Jahrgang 1928; Gründer der California Graduate School of Family and Marital Therapy, San Francisco; Forschung und Lehre an der John F.-Kennedy University; Zusammenarbeit mit Virginia Satir am Mental Research Institute in Palo Alto.

Veröffentlichung zur Familientherapie: Familiensysteme – Wachstum und Störungen, München 1977 (mit Shirley Luthman).

Seit Anfang der 70er Jahre bildet er in Europa (u. a. Schweden, Deutschland, Schweiz, Italien) FamilientherapeutInnen aus. 1984 gründete er zusammen mit deutschen Kollegen und Kolleginnen das *Institut für Integrative Paar- und Familientherapie, Berlin e. V.*, und seit 1991 führt er in Brandenburg ein Weiterbildungsprogramm für Paar- und Familientherapie durch, das speziell für KollegInnen aus der ehemaligen DDR konzipiert ist.

Martin Kirschenbaum lebt in Lafayette, Californien.

A. Faas: Martin, Du bist einer der wenigen Praktiker aus den USA, die seit vielen Jahren in Europa, und besonders in Deutschland, Ausbildungen für Paar- und Familientherapie anbieten und therapeutische Profis trainieren. Worin besteht für Dich der Unterschied, hier bei uns oder bei Dir zu Hause in Kalifornien zu arbeiten?

M. Kirschenbaum: Nun, zuerst möchte ich Dich daran erinnern, daß ja doch einige andere Kolleginnen und Kollegen von mir

aus den USA auch hier in Europa ihre Vorträge und Seminare halten. Salvador Minuchin zum Beispiel, Florence Kaslow oder Ivan Boszormenyi-Nagy. Besonders natürlich Virginia (Satir), von der ich viel gelernt habe, und die mittlerweile leider verstorben ist. Die meisten allerdings reisen nicht gern so weit und schon gar nicht so oft, wie ich mit meinen „Übersee-Programmen“. Einige von ihnen stammen ja – wie ich – aus jüdischen Familien und haben daher erhebliche Bedenken, nach Deutsch-

land zu kommen. Meine Vorfahren sind allerdings schon vor sehr langer Zeit nach Amerika ausgewandert.

Andere amerikanische Kollegen bilden Familientherapeuten an Universitäten im Rahmen von Postgraduierten-Programmen aus. Das ist aber etwas anderes als meine intensiven 3-Jahres-Trainingsprogramme, und in den USA habe ich auch andere Angebote. Dort wollen die Profis eher Kurzzeit-Programme; meistens sind es Leute, die schon lange ihr Diplom haben oder promoviert sind und die keine Grundausbildung mehr brauchen. Deutsche und Schweizer, auch Dänen, sind meiner Erfahrung nach eher bereit, eine längere Zeit für ihre solide Ausbildung zu investieren; sie halten sich nicht so schnell für gut qualifiziert wie amerikanische Therapeuten und Berater. Ich denke, daß sie auch vorsichtiger sind im Einsatz ihres Handwerkszeuges, ich halte sie für systematischer, organisierter und vor allem selbstkritischer in bezug auf ihre Fähigkeiten.

In Amerika sind die meisten Therapeuten demgegenüber eher bereit, Risiken einzugehen, meine ich. Sie gehen mit sich selbst nicht so hart ins Gericht wie die Europäer, wenn es um ihre Grenzen geht. In Europa, das sehe ich immer wieder, gibt es mehr Selbstkritik.

A. Faas: Schlägt sich dieser Unterschied auch in den Weiterbildungskursen nieder?

M. Kirschenbaum: In meinen Trainingsprogrammen hier in Europa machen wir zuerst die Person des Therapeuten zum Mittelpunkt der Ausbildung, und dann wird das Geschehen in ihrer Ursprungsfamilie angeschaut und ihre blinden Flecken, ihre Doppelbindungen, die sie von sich aus in den Kurs und ihre therapeutische Arbeit hereinbringen. In den USA demgegenüber liegt der Fokus viel weniger auf der Herkunftsfamilienarbeit als auf den spezifischen Skills, dem Handwerkszeug und der Theorieaneignung. Und dann sind dort auch spezielle Tests gefragt, z. B. ob jemand mit den Prinzipien der systemischen Therapie umgehen kann, mit den verschiedenen Stilen der einzelnen Richtungen usw., die Frage nach der Anwendung des Handwerkszeugs eben. Aber die meisten von ihnen wissen oft nicht, wie dieses in die verschiedenen Therapiemodelle zu integrieren

ist. Außerdem gibt es in den USA meiner Ansicht nach noch viel zu viel Konkurrenzgerangel.

A. Faas: Und in Europa?

M. Kirschenbaum: In Europa sehe ich bei den Kolleginnen und Kollegen eine stärkere Tendenz und eine stärkere Fähigkeit zur Integration unterschiedlicher Ansätze. Allein in der Art ihrer Herangehensweise an neue Therapieformen zeigt sich für mich ihre größere Bereitschaft dazu. Bezogen auf das therapeutische Feld glaube ich, daß die europäischen Kolleginnen und Kollegen mit dem Integrativen Modell, das meine Programme kennzeichnet, mehr anfangen können als die Amerikaner.

Th. Krauß: Wie würdest Du die speziellen Kompetenzen eines Familientherapeuten beschreiben? Was muß ein Familientherapeut können?

M. Kirschenbaum: In den USA wurde von verschiedenen Fachverbänden der Versuch unternommen, dieses spezielle Können zu definieren, und es gibt eine Fülle von Literatur darüber. Diese Berichte zeigen allerdings nur, daß es offenbar gar nicht so einfach ist, dies zu beschreiben. Ich denke, Familientherapeuten müssen z. B. imstande sein, eine sinnvolle Verknüpfung zwischen einer Individualdiagnose und einer Systemdiagnose herzustellen. Vor allem ist dabei die Berücksichtigung der Wechselwirkungen nötig. Es gilt auch, die Bedeutung verschiedener Zeitperspektiven einschätzen zu können, das heißt den Einfluß der Vergangenheit, der durch die Familiengeschichte wirksam wird. Sie steht in Verbindung mit der jeweiligen individuellen Biographie der einzelnen Familienmitglieder und ihrer gegenwärtigen Situation, und dazu kommen ihre Sehnsüchte und Hoffnungen an die Zukunft. Parallel laufend dazu ist auch noch der historische und soziokulturelle Kontext der verschiedenen Zeitdimensionen mitzudenken. Der therapeutische Umgang mit Familien ist allerdings manchmal so schwierig oder so verunsichernd, daß man sich unwillkürlich auf das sicherere Terrain der Einzeltherapie flüchtet; mir jedenfalls geht es immer wieder so, und ich weiß es auch von Kollegen. Wenn ich jedoch rechtzeitig merke, daß ich vermehrt auf gestaltthera-

peutische Erklärungsmuster oder Techniken zurückgreife, die meine eigene erste therapeutische Orientierung waren, dann muß ich mich damit auseinandersetzen, daß dieses System anscheinend eine so ungeheure Schwerkraft hat, daß ich mich schützen muß. Als Familientherapeut sollte ich allerdings wissen, wann die Therapie eines Systems überhaupt indiziert ist, denn es gibt immer wieder die Situation, daß ein einzelnes Familienmitglied so problembeladen ist, daß es das gesamte Familiensystem mit seiner Struktur dominiert. Daher stellt jede mögliche Veränderung für alle Beteiligten eine ungeheure Bedrohung dar, und ich muß sogar damit rechnen, daß sie alle gemeinsam meine Arbeit torpedieren werden.

Aber jetzt möchte ich auch darauf eingehen, wann und wie ich erfolgreich mit einer Familie therapeutisch arbeiten kann.

Ich halte es für ein wichtiges Element in der therapeutischen Beziehung, wenn ich auch als Mensch mit meiner eigenen Lebenserfahrung, mit meiner Lebensfreude und mit meiner Lebensenergie daran beteiligt bin.

Freilich auch mit meinen Schattenseiten. Aber das kann ich nur, wenn ich die anderen Menschen schätzen und respektieren kann; das ist auch der Anspruch, ebenso ernsthaft und verlässlich, wie selbstverantwortlich und risikobereit zu sein. Ich muß eindeutig sein können - kein „Crazy-Maker“ - und nicht alles unter Kontrolle haben wollen. Außerdem sollte meine Haltung lebenszugewandt, nicht morbide sein. Erst dann kann ich anderen Menschen helfen und ihre Fähigkeit zur Hoffnung stärken. Dann erst ist Hilfe zur Persönlichkeitsentfaltung möglich, auch wenn durch die Biographie Grenzen gesetzt sind.

Th. Krauß: Empathie und Authentizität, das sind zentrale Begriffe in der Sprache der humanistischen Therapieformen. Wie passen sie in Dein Konzept von Familientherapie?

M. Kirschenbaum: Das sind ja keine speziellen familientherapeutischen Kennzeichen, diese Begriffe stehen für eine grund-

legende Haltung, die Therapeuten brauchen, und sie liegen auf einer ganz anderen Abstraktionsebene, als z. B. die tatsächlich familientherapiespezifische Fähigkeit, sich in verschiedenen Konzeptualisierungsdimensionen bewegen zu können, ich meine in der individuellen, der systemischen, der triadischen usw., und das schließt auch die Fähigkeit ein, entscheiden zu können, welche Ebene wann stimmig ist.

Kontakterhalt ist für mich ebenfalls ein zentraler Gedanke in der Familientherapie; viele Menschen schalten innerlich einfach ab, oder sie weichen aus, wenn es in der Therapiesitzung um die Bearbeitung schmerzhafter Erlebnisse des Partners oder der Partnerin geht. Das erfordert von mir als Therapeut eine enorme Fähigkeit zum emotionalen Durchhalten, ich muß durch meine Haltung die Sicherheit vermitteln können, daß die Beschäftigung mit belastenden Erlebnissen nicht den Kontaktverlust zum Partner nach sich zieht.

Darin zeigt sich die größte Angst und zugleich die größte Hoffnung in einer Partnerschaft, die Frage nämlich, ob der innige Kontakt zueinander aufrechterhalten werden kann, wenn man es wagt, seine Schattenseiten zu zeigen.

Die Frage an mich als Therapeuten ist auch, ob ich mit verdeckten Prozessen, mit Geheimnissen und Tabus angemessen umgehen kann.

A. Faas: Ich beobachte in meinen Supervisionsgruppen sehr häufig, daß Therapeuten und Therapeutinnen dazu neigen, eine anfängliche Familienberatung möglichst schnell in eine Paartherapie umzuwandeln. Ich weiß, daß Du auch in Deinen Trainingsprogrammen zunehmend dahin tendierst, mehr auf die Paardynamik zu fokussieren als auf die Familiendynamik. Wie denkst Du darüber?

M. Kirschenbaum: Na ja, abgesehen davon, daß sich bei dieser Arbeit natürlich oft eigene Vorlieben und Abwehrhaltungen einspielen, ist es ja auch tatsächlich so, daß die Dynamik eines Elternpaares die Dynamik ihrer sich entfaltenden Familie vorstrukturiert.

riert und damit nachhaltig prägt. Es gibt ja hinlänglich bekannte Konzepte darüber, welche unbewußten Motive bei der Partnerwahl eine Rolle spielen können. Ich will mal in meinen Worten zusammenfassen, was mir dabei wichtig ist: Die meisten Menschen haben vermutlich ein gefühlsmäßig tief verankertes Bild davon, was sie sich von ihrem Lebenspartner, von ihrer Lebenspartnerin wünschen, vielleicht kann man es eine Art Sehnsucht nennen, ein Verlangen nach Wiedergutmachung erlittener Verletzungen, Kränkungen und Enttäuschungen. Und das Unbewußte scheint dabei kompromißlos trost- und heilungsbedürftig zu sein. Und das ist sicher gegenseitig; beide Partner suchen wohl im jeweils anderen Menschen auch ein Stück der „guten Mutter“ oder ein Stück des „guten Vaters“. Dies halte ich jedenfalls durchaus für eine einleuchtende Erklärung für jene Kraft, die Menschen dazu treibt, an einer Ehe oder einer Beziehung festzuhalten und beieinander zu bleiben, auch wenn sie hauptsächlich aneinander leiden.

Th. Krauß: Diese paardynamische Dimension bringt auch bei den Teilnehmern Deiner Programme einiges in Bewegung.

M. Kirschenbaum: Ja, natürlich. Auch in der familientherapeutischen Weiterbildung ist das ein zentrales Thema, denn die Teilnehmer müssen sich damit konfrontieren, daß auch in ihrer eigenen Partnerschaft frühe Traumata eine wichtige Rolle spielen. Nicht alle Paare erreichen diese Tiefe, und nicht jeder Therapeut kann ihnen dabei helfen. Ein besonderes Widerstandsphänomen in der Bearbeitung einer Paardynamik entsteht, wenn beide die bewußte Entscheidung treffen, ihre erlittenen traumatischen Erlebnisse voreinander zu verbergen, bzw. sie beim anderen nicht sehen zu wollen. Dies ist ein interaktionaler Widerstand, und Therapeuten müssen die Bedeutung dieses Widerstands einschätzen können. Manchmal kann das Paar diesen Widerstand sogar von sich aus in eine annehmbare Sprache übersetzen (reframe), so daß sie aus der Endlosschleife des Streitens und des wechselseitigen Kränkens herausfinden. Manchmal aber haben wir hier Paare, die wir „Therapeuten-Killer“ nennen, Menschen, die eigentlich niemanden auf dieser wirklich tiefen Ebene an sich heranlassen

können. In der Therapie kommt es darauf an, eine Vorstellung davon zu haben, auf welcher Ebene ein solches Paar, das in einem interaktionalen Widerstand lebt, erreichbar ist. Aber die therapeutische Frage ist hauptsächlich, ob die Bearbeitung früher traumatischer Erlebnisse überhaupt auf der Ebene der Paartherapie zu verantworten ist.

A. Faas: Ja, die Frage ist, ob jeder der Partner hierbei überhaupt genügend Aufmerksamkeit bekommen kann. Ist nicht in einer solchen Konstellation eher eine Einzeltherapie nötig?

M. Kirschenbaum: Nun, es ist schon möglich und auch sinnvoll, daß jeder in eine Einzeltherapie geht; man muß aber bedenken, daß sich dann die wichtige intensive Begegnung dort entwickeln wird und eben nicht in der Partnerschaft, und vermutlich leiden sie dann als Paar genauso heftig weiter aneinander. Ich denke, wenn sie als Paar wirkliche Intimität erleben wollen, muß jeder über seinen Schatten springen und etwas zurückstecken können. Das wäre eine echte Entscheidung für die Partnerschaft – aber das ist eine sehr heikle Frage.

Th. Krauß: Welchen Unterschied siehst Du überhaupt zwischen der Behandlung von Familien und der von Paaren; nimmst Du dafür auch in der Ausbildung verschiedene konzeptionelle Blickwinkel ein?

M. Kirschenbaum: Zunächst: Die Therapie mit einer ganzen Familie halte ich für weitaus schwieriger als die mit einem Paar. In der Behandlung von Familien ist der Blick auf die unterschiedlichen Entwicklungsstufen der einzelnen Familienmitglieder sehr wichtig. Das heißt, die Familienmitglieder befinden sich in unterschiedlichen Lebensphasen, und das muß man bei der Diagnostik der Probleme und bei der Formulierung des Therapie-Zieles berücksichtigen.

Zum Beispiel: Ein junges Elternpaar ist vielleicht in einer Phase der Erziehung ihrer Kinder, in der sie ein wenig erschöpft sind, weil sie ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen müssen; da kommt es häufig vor, daß sie sich nach ihrer romantischen Phase zurücksehnen. Sie wollen ihre eigene Beziehung weiterentwickeln und idealisieren gleichzeitig vielleicht ihre gemeinsame

Vergangenheit. Für die Kinder sieht es dann so aus, als ob die Eltern eine Zeit wiederbeleben wollten, in der sie noch kinderlos waren, und das verunsichert die Kinder und macht ihnen angst. Als Familien-Therapeut muß ich sorgsam auf die unterschiedlichen Ebenen von Wünschen achten, und ich muß auch verstehen, daß ein Symptom in der Familie sowohl mit dem Geschehen in der Gesamtfamilie zu tun haben mag, als auch mit Prozessen, die sich im einzelnen Individuum abspielen.

In der Therapie mit Familien schaue ich auf Dyaden und Triaden, auf den Einfluß der jeweiligen Herkunftsfamilie auf jedes Individuum, auf Ehemann und Ehefrau, und auf die Übertragung zwischen ihnen. Und auch darauf, was die Kinder symbolhaft repräsentieren könnten, im Sinne eines Charakteristikums für die Familieneinheit. Zum Beispiel, wenn eine Tochter dazu verlockt wird, die „Queen“ darzustellen oder die „Prinzessin“ oder den „Sündenbock“ oder das „Schwarze Schaf“ ... oder eine unsichtbare Instanz für Kritik, es gibt da sehr viele Spielarten. Ich frage mich also, wie das Gesamtmuster der Familie gewebt wird und wie sich daraus ein Symptom formt. Hinzu kommt der Blick darauf, was der normale Außenstreß bedeutet und wie die politische und ökonomische Situation ist. Das beinhaltet auch die Frage nach bestimmten Ideologien, die in den Erziehungsstil eingehen.

Th. Krauß: Als Du damals angefangen hast, war die Familientherapie noch nicht so etabliert wie heute, vor allem nicht bei uns in Deutschland. Und alle Familientherapeuten, deren Konzepte dann hier in Europa bekannt wurden, haben ja recht unterschiedliche „Wurzeln“. Was ist Dein persönlicher Hintergrund, von dem her Du Familientherapeut geworden bist?

M. Kirschenbaum: Du fragst sicher nicht nur nach den rein professionellen „roots“? Ich würde sagen: In meiner eigenen Familie fing eigentlich alles an! Auf den Straßen von Brooklyn/New York und zu Hause. An jedem Sonntag gab es bei uns ein ziemlich umfangreiches Mittagessen. Meine Großeltern, meine Eltern, verschiedene Verwandte waren dabei. Hinterher gab es meist Kartenspiele, das waren Spiele um Geld. Dann wurde viel gesungen, oft gab es

hitze politische Gespräche, und ich kriegte hautnah mit, wie sie alle miteinander umgingen und wie sie mich als Kind behandelten. Das war irgendwie sehr schön, ich erinnere mich gern an den Spaß, den wir so oft zusammen hatten, das war voller Lebensfreude. Aber natürlich gab es auch „big fights“; manchmal wurde sogar jemand rausgeschmissen. Doch es herrschte ein Grundgefühl von Wärme vor. Ich denke, meine Beobachtungen von damals, wie meine Großmutter andere Leute behandelt hat und wie meine Mutter sich dazu verhielt, und wie sie beide an den Konflikten und Problemen anderer Leute teilnahmen, das hat mich sehr stark geprägt in meiner Wahrnehmung und in meinem Verständnis von dem, was zwischen Menschen vorgeht. So gesehen war das eine Art Training zu Hause, auch darin, wie man Menschen aus einem anderen kulturellen Hintergrund begegnet, denn in der unmittelbaren Nachbarschaft lebten Griechen, Italiener, Iren, Deutsche. Alle haben in Brooklyn in enger Nachbarschaft gewohnt.

Ich habe auch sehr viel von den Flüchtlingen aus der Alten Welt gelernt, sie kamen aus Rußland, aus Polen, aus Deutschland; es waren hauptsächlich jüdische Flüchtlinge und eben italienische Einwanderer. Ihre Bindung an den jüdischen Glauben oder an den katholischen oder protestantischen hat mir sehr eindrucksvoll gezeigt, was sie bewegt, was ihrem Leben Sinn gibt. Freundschaft, Feindschaft, Loyalität, das waren keine leeren Worte für mich, ich habe täglich erlebt, wie Menschen zusammenhielten oder wie sie sich bekämpften. Obwohl mein Vater ein leidenschaftlicher Spieler war, hatte er immer noch Zeit und Geld für andere Leute übrig. Wir hatten oft Besuch: Nachbarn, die mit uns zusammensaßen oder Probleme gewälzt haben. Meine Eltern hatten so etwas wie ein Offenes Haus. Ich glaube, die Leute sind gern zu uns gekommen.

Meine Wurzeln für die Hinwendung zur Familientherapie stammen also eher aus meiner persönlichen Geschichte, obwohl ich eigentlich gar nicht Psychologie studieren wollte. Ich wollte viel lieber ein einflußreicher Geschäftsmann werden. Aber dann habe ich einen Psychologie-Professor aus Israel kennengelernt, und der hat mich sehr beeindruckt, und später hat er mich dann auch gefördert. Meine Familie befürchtete

allerdings, daß ich damit niemals genug Geld verdienen würde, um eine eigene Familie ernähren zu können. Sie hielten Psychologen für bessere Taxifahrer oder Barkeeper. Aber das hat mich natürlich erst recht dazu gebracht. Ich bin sogar das Risiko eingegangen, daß es einen ernsthaften Bruch mit der Familie gab, besonders mit meinem Vater. Nachdem ich das Studium abgeschlossen hatte, war ich als Psychologe in der Armee tätig und kam dadurch für etwa drei Jahre nach Deutschland, auch nach Berlin. Die hiesige Kultur habe ich also zuerst aus der Sicht eines amerikanischen Soldaten erlebt.

Nach meiner Rückkehr arbeitete ich an der Universität Kansas an einer psychoanalytisch orientierten Untersuchung und habe mich intensiv mit der Phänomenologie von Heidegger und Merleau-Ponty auseinandergesetzt.

Und dann lernte ich Virginia (Satir) kennen! Ich sah, wie sie arbeitete, und ich habe mich spontan entschlossen, mich von ihr ausbilden zu lassen. Damals habe ich ganz klar gespürt, daß dies wirklich genau die Art und Weise ist, in der ich mit Menschen arbeiten möchte. Ich habe damals mein Arbeitsfeld entdeckt. Hier konnte ich endlich all das zusammenbringen, was mir bisher persönlich und professionell wichtig war. Ich habe mich da richtig reingekniet und es hat mir sehr viel Spaß gemacht. Ich bin richtig aufgeblüht, auch in theoretischer Hinsicht. In diesem Kontext habe ich dann auch promoviert. Das war 1961. Dann bin ich nach Kalifornien gegangen, und ein Jahr später habe ich zusammen mit Don Jackson, Jay Haley und Virginia Satir unser eigenes Institut für Familientherapie gegründet.

Th. Krauß: Du hast dann vor diesem Hintergrund ein Konzept formuliert, welches unter dem Titel *Integrative Familientherapie* den Anspruch vertritt, mit verschiedenen „Linsen“ auf das familiäre Geschehen zu schauen. Was ist damit gemeint?

M. Kirschenbaum: Ich habe mich sehr intensiv mit verschiedenen Therapiemodellen beschäftigt, und ich schätze auch den jeweils unterschiedlichen Erklärungswert der verschiedenen Ansätze. Ich denke, es ist wichtig, bei einem so komplexen und oft unübersichtlichen Geschehen, wie es eine Fa-

miliensitzung darstellt, verstehbare Ausschnitte zu definieren bzw. auf verständliche, klar umrissene Themen zu fokussieren. Für einen solchen Ausschnitt brauche ich ein theoretisches Verständnis, mit welchem ich meine auftauchenden Hypothesen strukturieren kann.

Im Laufe der Jahre habe ich angefangen, spielerisch mit Konzepten umzugehen, ihre strukturierende Verständnishilfe mit meinen therapeutischen Handlungsimpulsen in Einklang zu bringen.

A. Faas: Es würde mich wundern, wenn Dir bei solchen Ausführungen nicht oft der Vorwurf des Eklektizismus gemacht würde.

M. Kirschenbaum: Aber ja! Dieser Vorwurf wiederholt sich, und es ist ja auch etwas richtiges daran. Natürlich gibt es in den verschiedenen Ansätzen essentielle Merkmale, die sich nicht miteinander vereinbaren lassen; ich kann nicht einfach von der Psychoanalyse zur Systemtheorie hüpfen und mir von beidem das Beste herausuchen und meine eigene Mixtur daraus brauen. Für mich ist es ein Unterschied, ob ich in der aktuellen therapeutischen Situation – in einer Familiensitzung wohlgerichtet, nicht in der Einzeltherapie – in einer Form handlungsfähig bin, die es mir erlaubt, Kontakt zum System aufzunehmen oder eine Intervention zu machen, damit ich entweder wichtige diagnostische Informationen erhalte oder der Familie ein hilfreiches Angebot machen kann. Das ist ganz wesentlich auch eine Frage der Intuition! Oder ob ich andererseits ein Erklärungsmodell suche, mit dem ich mehr von einer bestimmten Familie verstehe und von meiner Interaktion mit ihr. Da verbiete ich es mir überhaupt nicht, auf den theoretischen Fundus der Psychoanalyse zurückzugreifen. Systemische Theorie z. B. reicht oft nicht aus, um Probleme in multikulturellen Familien zu verstehen.

Th. Krauß: Hiermit propagierst Du so etwas wie eine unendliche Weiterbildung: Wenn Du sinnvoll und ernsthaft die Konzepte nebeneinander stellen willst, um in „integrativer Absicht“ auszuwählen, mußt Du sie umfänglich kennen und einschätzen können.

M. Kirschenbaum: Natürlich wird man immer besser, je umfassender das Wissen ist,

und desto eher findet man auch seinen eigenen Stil. Auch je älter man wird. Ich kann doch nicht nur ein einziges Modell bewundern!

Th. Krauß: Wer gerade erst damit anfängt, Therapie zu machen, für den oder die scheint mir so ein Stück Dogmatismus allerdings durchaus nötig zu sein.

M. Kirschenbaum: Okay, ich muß mich vor Enttäuschungen schützen; ich lerne von Vorbildern, von favorisierten Forschungsergebnissen, von Patienten, von Kollegengesprächen und vor allem aus meiner eigenen Geschichte. Das halte ich auch für sehr wichtig. Aber irgendwann kommt doch der kritische Punkt zum Umdenken: Ich merke, daß ich mehr lernen muß. Wenn ich Familien immer nur unter meinem favorisierten Blickwinkel betrachte, wird das sehr schnell eintönig, langweilig, und vor allem wird es ineffektiv. Es zeigt sich ja immer nur eine Facette von Realität. Natürlich würde ich gern sagen, man muß zuerst einmal 64 Jahre alt werden, so wie ich, um ein wirklich guter Familientherapeut zu werden. Aber das ist doch Quatsch!

A. Faas: Apropos Lernformen: Du gehörst auch zu den ganz wenigen Praktikern, die ihre therapeutische Arbeit vor einer Fachöffentlichkeit demonstrieren. Diese live-Arbeit ist ein wesentlicher, sehr geschätzter Bestandteil Deiner Weiterbildungs-Programme. Andererseits gibt es auch hieran von Kolleginnen und Kollegen immer wieder die Kritik, Du würdest diese Menschen zum Zwecke einer Selbstinszenierungs-Show mißbrauchen. Amerikanisches Entertainment oder seriöse Fachlichkeit, das ist hier immer die mehr oder weniger versteckte Frage.

M. Kirschenbaum: Dieser Vorwurf ist tatsächlich einer der härtesten! Als ich zum ersten Mal eine live-Demonstration selbst erlebte, damals während meiner Ausbildung, war ich sprachlos, das war ein Tabubruch! Aber ein sehr produktiver, wie ich schnell merkte. Das war Arthur Fleischman damals, er zeigte ein psychoanalytisches Gespräch vor einer kleinen Fachöffentlichkeit. Ich habe es so erlebt, als würde ein Schleier gelüftet, wodurch das Geheimnis, das Mysteriose eines therapeutischen Gesprächs

zum Forschungsgegenstand werden konnte. Ich habe dann viele Therapeuten und Therapeutinnen persönlich kennengelernt, die Tonbandaufzeichnungen und Videofilme ihrer Arbeit für die Auswertung zur Verfügung stellten oder sich durch die Einwegscheibe beobachten ließen. Auch das war beeindruckend, aber es fehlte etwas ganz Wesentliches. Erst als ich Virginia (Satir) live mit einer Familie arbeiten sah, wurde mir klar, was es sein könnte. Ich kann dafür nur einen so mystischen Ausdruck wie „Schwingungen im Raum“ oder „Ausstrahlung“ der Familie finden, die direkt und sinnlich spürbar einen nachhaltigen Eindruck auf meine eigenen Empfindungen ausübten, wodurch ganz neuartige Denk- und Handlungsimpulse ausgelöst wurden. Das kann ein Aufzeichnungsmedium oder ein Einwegspiegel nicht transportieren!

A. Faas: Martin, Du führst inzwischen auch ein spezielles Trainingsprogramm für Kollegen und Kolleginnen aus der ehemaligen DDR durch, und wie ich höre, findet es großen Anklang. Wie erklärst Du Dir die Erfahrung, daß Du als Amerikaner so einen guten fachlichen und persönlichen Kontakt zu den Teilnehmern gefunden hast? Als ich von Deinem Vorhaben hörte, war ich zunächst etwas skeptisch, denn ich nahm an, daß es kaum größere Gegensätze gibt, als die eher lockere südkalifornische Art, die Dinge des Lebens zu betrachten, und die eher strenge deutsche Vorgehensweise.

M. Kirschenbaum: Ja, also ich denke, daß in diesem besonderen Programm verschiedene psychische Prozesse zusammenspielen, die dazu führen, daß wir uns so gut verstehen. Ganz sicher ist die Hauptvoraussetzung die, daß ich ein ganz immenses Interesse daran habe, sinnlich nachvollziehen zu können, wie Menschen empfinden, sich ausdrücken und wie sie sich verändern, wenn sie eine so lange Zeit unter solch repressiven Bedingungen gelebt haben, und was passiert, wenn sie sich jetzt entfalten können. Da möchte ich dabei sein! Und ich denke, das spüren die Teilnehmer. Außerdem glaube ich, daß es eine große Rolle spielt, daß gerade ich als amerikanischer Trainer zu ihnen komme; Westdeutsche haben es ungleich schwerer, wenn sie ein solches Angebot machen. Und der Kontrast, den Du vorhin angesprochen hast: Gerade der macht

doch den Reiz aus! Gerade meine spezielle Perspektive für psychologische Zusammenhänge, die sich eben nicht defizit-orientiert auf Konfliktbearbeitung richtet, sondern dem entwicklungsorientierten, dem lebenszugewandten Potential nachspürt, das begeistert die Teilnehmer.

Th. Krauß: In welcher Form würdest Du Dich denn auf politische Gegebenheiten einstellen? Siehst Du auch die Möglichkeit, unter einer solchen Perspektive, wie Du sie eben beschrieben hast, auf komplexere Interaktionsfelder Einfluß zu nehmen?

M. Kirschenbaum: Ich finde es mitunter schwer genug, mir selbst einen lebenszugewandten Ansatz zu bewahren, wenn ich in einer Welt lebe, die so sehr von Destruktivität geprägt ist. Überall sind wir von Naturzerstörung und von der Selbstzerstörung des Menschen umgeben. Und die Frage ist wirklich: Wie kann ich überhaupt annehmen, daß ein entwicklungsorientierter Ansatz irgendwie hilfreich sein kann? Dennoch will ich nicht resignieren. Ich denke, man muß sich erst einmal auf eine sorgfältige Analyse des jeweiligen Systems einlassen, auf welches man Einfluß nehmen will – welche Form von Forschung oder Evaluation hat dort Tradition? Manche Systeme sind ziemlich störanfällig oder auch zerrüttet. Möglicherweise sind Systeme ihrerseits zerstörerisch und erlauben es nicht, daß man die in ihnen verborgenen Ressourcen aufspürt oder sie auch nur zu explorieren versucht. Man darf aber nun nicht annehmen, daß jedwedes System, dem man sich mit einer ressourcenorientierten Perspektive nähert, bereit ist, sich auf diesen Blickwinkel einzulassen oder gar sich in dieser Richtung zu verändern. Ich bin sogar zutiefst überzeugt, daß solche destruktiven Prozesse für die Betroffenen wichtige Funktionen erfüllen; daß viele Menschen im Sinne einer Art Abwehrmaßnahme versuchen, schwierige Probleme durch Auslöschen, durch Töten aus der Welt zu schaffen, ohne zu erkennen oder sich auch nur vorstellen zu können, daß damit alles noch schlimmer wird. Vielmehr fliehen sie vor ihren Be-

dürfnissen, ihren Sehnsüchten; sie weichen aus und verhindern das Durcharbeiten und Bewältigen schmerzlicher Gefühlsprozesse.

Eigenartigerweise sind wir als Psychologen und Psychologinnen bislang kaum an der Lösung politischer und ökologischer Fragen beteiligt, obwohl wir doch gerade dafür über ein erhebliches Expertenwissen verfügen.

Vielmehr stehen wir in dem Ruf, daß wir Einzelindividuen sind, die anderen Einzelindividuen helfen, d. h. daß wir auch nur je individuelle, kleine Problemlösungen für kleine Probleme anzubieten haben, die nichts taugen für größere, umfassendere Zusammenhänge. Aber das liegt zum großen Teil natürlich auch an unserem professionellen Selbstverständnis, das wir nach außen tragen.

Ich glaube, wir müssen ernsthaft realisieren, daß wir sehr wohl über wertvolle Kenntnisse und Kompetenzen verfügen, die in den Dialog über die wesentlichen Probleme der Erhaltung der Lebensqualität auf unserem Planeten hineingehören und einen wichtigen, bedeutsamen Beitrag leisten können.

Gerade wir haben doch ein Verständnis dafür, was hinter den Konflikten liegt, mit denen Menschen sich in Beziehungen oder in Institutionen herumschlagen, sich lahmlegen oder sich gegenseitig zerstören.

Aber die Menschen, die daran beteiligt sind, müssen auch eine klare Entscheidung dafür treffen, daß sie sich verändern wollen. Und da liegt der Haken: Viele wollen sich nicht wirklich verändern. Sie wollen den status quo erhalten, weil er vertraut ist, weil sie zu große Angst vor dem Unbekannten, Neuen haben, welches Veränderung zwangsläufig mit sich bringt.